Zeitschrift: Études de Lettres : revue de la Faculté des lettres de l'Université de Lausanne

Herausgeber: Université de Lausanne, Faculté des lettres

Band: 4 (1961)

Heft: 1

Nachruf: Der Lehrer und der Gelehrte

Autor: Stauffacher, Werner

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

HOMMAGES

DER LEHRER UND DER GELEHRTE [1]

Es sind ziemlich genau zwanzig Jahre her, seit ich den Namen Gottfried Bohnenblust zum erstenmal las. Nach einem durch die Kriegsereignisse überstürzten Maturitätsexamen hatte ich mir endlich als Stipendiat die Möglichkeit eines Hochschulstudiums erobert und studierte nun das Genfer Vorlesungsverzeichnis. Noch nie hatte ich eine wirkliche Universität gesehen. Zwar stellte ich mir die Professoren nicht mehr wie drei Jahre vorher in Schlafröcken à la Wilhelm Busch vor, und was ein ' Cours ' sei, brachte ich mit Hilfe eines Freundes heraus, der die ersten Semester seines Apothekerstudiums in Genf verbringen willte — was aber eine ' Conférence ' bedeutete, das konnte mir in meinem Rheintaler Dorfe niemand sagen.

Ich sollte es bald erfahren, und zwar bei Gottfried Bohnenblust. Man sass in dem bekannten Zimmer der Bibliothèque Publique et Universitaire mit der Spittelerbüste von Schallenmüller, die damals schon Spuren ehrfurchtlosen Betastens trug. Professor Bohnenblust hatte Platz genommen, uns in die Themen des Semesters eingeführt, die um Pestalozzi, Gotthelf und Keller kreisten — und war nun daran, seine Mitarbeiter zu wählen. Ich weiss nicht, wie es kam, dass er in dieser allerersten Stunde mein Gesicht und meinen Namen zusammenbrachte — es war vielleicht die brave und lesbare Gymna-

---

[1] Ansprache an der Gedächtnisfeier der « Genfer Gesellschaft für Literatur und Kunst », 3. November 1960.

siastenschrift, mit der ich mich auf einer vorher herumgereichten Liste eingetragen hatte —, jedenfalls schien ich plötzlich der gesuchte Mann zu sein, ich sollte eine ' Conférence ' übernehmen, über Gotthelfs Novellen glaube ich, ein Referat, für das sich niemand meldete. Seit ich selber zweimal jährlich solche 'Conférences' zu organisieren gewohnt bin, verstehe ich den sanften Druck sehr wohl, den Gottfried Bohnenblust auf mich auszuüben versuchte. Damals aber ward mir wind und weh. Wie verhält man sich in einem solchen Fall ? Was bedeutet es, wenn man nein sagt ? Wartet einem Verachtung und Ungnade ? Ich murmelte, dass das mein erstes Semester sei, was natürlich mit der treffenden Bemerkung quittiert wurde, dass man irgendwann einmal anfangen müsse. Glücklicherweise war meine Verlegenheit so sichtbar, dass Professor Bohnenblust die Tortur des Fragens und Insistierens nicht allzu weit trieb, und offenbar hatte er auch bald ein anderes Opfer für das unbegehrte Thema gefunden. Ich aber war zerschmettert und bin dem jetzigen Zürcher Anglisten Ernst Leisi heute noch dankbar, dass er mich aus dem Schatz seiner Studienerfahrungen tröstete.

Seither weiss ich, was eine ' Conférence ' ist. Von Ungnade war natürlich nicht die Rede. Bald stand ich mit einigen Freunden im Herzen der kleinen Gruppe deutschsprachiger Studenten, die nicht nur für ein Semester oder zwei in Professor Bohnenblusts Vorlesungen und Seminarien hospitierten und denen diese nicht wie unseren Genfer Kommilitonen eine zwar gehaltvolle, aber doch recht schwere Kost bedeuteten, sondern denen sie eine Art geistiger Heimat in französischer Umwelt waren: auf uns konnte er zählen, uns kannte er besser als andere. Und auch wir kannten ihn, wussten, dass er jedesmal pünktlich auf das Glockenzeichen im Hörsaal erschien, zuerst aber die Stühle vom Podium räumen würde, bevor er nach sammelndem Rundblick gesammelten Geistes zu sprechen anfing. Wir wussten, dass wir zu Anfang jedes Semester nach einigen allgemein einleitenden Sätzen uns erst mit einer eindrücklichen Bibliographie zum Thema auseinanderzusetzen hatten, bevor der schöne Geistesflug begann, der uns dann freilich für das ausgestandene prosaische Ungemach reich entschädigte. Denn Bohnenblust hielt es nicht nur für sein Recht, sondern für seine Pflicht, den Dichter selber so oft als möglich zum Worte kommen zu lassen ; er wusste Lebens- und Weltgeschichte, Philosophie und Aesthetik, die sich um ein Dichterwerk ranken, in geistige Landschaft zu verwandeln, wobei der Schicksalsatem des Geschehenen und Geleisteten im ergriffenen Pathos des Vorlesenden jederzeit spürbar wehte : hier war alles gestaltet, nicht nur zum geschriebenen Wort, sondern zur lebendigen Ansprache, zur 'Wahr-

rede ', wie es im Vorwort zur grossen Redesammlung vom *Adel des Geistes* heisst — Wahrrede, die mehr sei als Kunst um der Kunst willen und, möchte ich hinzufügen, mehr war als Wissenschaft um der Wissenschaft willen.

Wir wussten, dass zwar im Seminar herkömmlicher- und merkwürdigerweise Appell gehalten wurde, um die Flatterhaften unter uns zur Regelmässigkeit zu ermuntern, dass aber dieser väterlichen Aufsicht auch eine väterliche Fürsorge entsprach. Man erhielt nicht nur in der persönlichen Sprechstunde ausführliche Belehrung über Methode und Inhalt der abzuliefernden Arbeit, vom hohen Stuhl aus dem in zwar niederen, aber weichen Polstern Sitzenden erteilt, es wurde uns auch das gesamte wissenschaftliche Material zur Verfügung gestellt, von den Texten über die Monographien zu den Dissertationen, und zwar in der Wohnung des Professors selber, was uns unerhört vorkam — mit Recht, denn ähnlicher Grosszügigkeit bin ich seither nicht mehr begegnet. Da hatten wir freien Zutritt, ausser am Mittwochnachmittag. Es war ein bisschen kühl in jenem Zimmer an der Rue des Vollandes, in das offenbar kein Sonnenstrahl drang, die Kohlen waren der Kriegsläufte wegen rar, und es war ein Ort, wo man sich angesichts der Fülle des versammelten Wissens seiner eigenen Ignoranz bewusst wurde, denn da standen Ausgaben von Nietzsche und Aristoteles in dichten Reihen auf durchgebogenen Brettern. Dabei wusste man, dass das nur die Ausläufer einer gewaltigen Bibliothek waren, die im Studierzimmer Professor Bohnenblusts begann und sich durch die Korridore und wohl auch durch alle die geheimnisvollen Räume zwischen ihm und uns hindurchzog. Ich habe seither erfahren, dass auch Professoren nicht alles lesen können, nicht einmal all das, was in ihrem Hause steht, aber eine heilige Scheu vor dem Wissen ist mir damals für alle Zeiten eingepflanzt worden.

Dass wir uns auch aus studentischer Froschperspektive abtastend um die Leitlinien des Denkens und Forschens unseres Lehrers bemühten, um in Erfahrung zu bringen, in welcher Richtung sich der Fragenstrom in den Prüfungen ergiessen werde und wie ein Examen mit einem Höchstmass von Sicherheit zu planen sei, wird niemand verwundern. Da waren die Schweizer Dichter, und vor allem die des 19. Jahrhunderts, des poetischen Realismus, wie man damals noch sagte, welche bei unserem Lehrer offenbar in hoher Schätzung standen — und so wählten wir gerne Gotthelf, Keller und Meyer. Dann war da jenes Bedürfnis geschichtlichen Ueberblickes, von dem Vorlesungen und Seminare Zeugnis ablegten : wie eine Gattung entstanden war und wie sie sich durch die Jahrhunderte entwickelt hatte — und so

wurde denn das Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte im Lesesaal der Bibliothek eifrig benützt. Warum auch nicht ? Wir lernten etwas dabei, über all das hinaus, was uns Professor Bohnenblust selber bot. Das aber war das meiste : der Sinn für die Hoheit des Geistes, für die Einheit von Gehalt und Gestalt, für Zusammenhänge, aber auch für die menschliche Wahrheit, die unser Lehrer vom Dichterischen in erster Linie forderte.

Es war nicht leicht, Gottfried Bohnenblusts Schüler zu sein, aber es war im eigentlichen Sinne erhebend : Mit grösster Selbstverständlichkeit setzte er bei uns Kenntnisse und Fähigkeiten voraus, die wir nicht besassen. Man fühlte sich klein, und zugleich lag in dem unbegrenzten Vertrauen, das einem da entgegengebracht wurde, eine Kraft, die uns das Nichtvorhandene wenigstens als möglich erscheinen liess. Man wuchs im Umgang mit diesem Lehrer über sich selbst hinaus. Ist das nicht das Geheimnis aller höheren Erziehung : das Nochnichtwirkliche der Wirklichkeit zu nähern, aus der wunderbaren Kraft des im Erzieher verkörperten Ideals ?

Bei alledem wäre es mir doch fast schlimm ergangen bei meiner Abschlussprüfung, wenn mich nicht Gottfried Bohnenblusts Güte gerettet hätte. Es war im Frühjahr 1944, ich hatte nach Programm einen Text aus der neueren deutschen Literatur zu erklären und erhielt eines jener handgeschriebenen Blätter vorgelegt, dessen Zeichen vielen wohl zeitlebens als Chiffern einer unbekannten Sprache vorgekommen sind, während sie uns einigermassen vertraut waren. Es handelte sich um ein Sonett, dieses sprach vom Helikon und vom Dichter Iphigeniens. Sonett, Antike, Goethe — die etwas hastige Wünschelrute meiner damaligen literaturgeschichtlichen Erfahrung tippte auf Platen, den ich nur wenig kannte und von dem auch Professor Bohnenblust nur wenig gesprochen hatte. Ich bereitete mich vor, so gut ich konnte und machte mich auf ein recht mittelmässiges Examen gefasst. Als ich dann aber mit jener herzlichen Freundlichkeit begrüsst wurde, die Gottfried Bohnenblust im Verkehr mit uns Studenten eigen war, da wurde mir auf einmal klar, was ich eigentlich hätte wissen können : dass dieser Lehrer auch im Examen keine Fallen stellte, ja nicht einmal versuchte, den Prüfling auf entlegenere Gebiete zu locken, sondern im Gegenteil alles darauf anlegte, ihm die besten Chancen zu geben. Der Text konnte unmöglich von Platen sein, es musste sich um einen Dichter handeln, mit dem mich ein auch Professor Bohnenblust bekanntes persönlicheres Verhältnis verband — und da kam nun nur Mörike in Frage, über den ich in meiner letzten Seminararbeit gesprochen hatte. Wie fieberhaft ich meine Ausführungen von Platen auf Mörike umstellte, das brauche ich nicht

zu schildern, denn solche Erlebnisse gehören zu unseren ältesten Albträumen. Dass es aber die Güte Gottfried Bohnenblusts war, die mich ganz absichtslos, aus sich selber lebend, sich selber entfaltend, aus einer heiklen Lage befreite, das scheint mir hier und heute erwähnenswert. Ich habe ihm den Zwischenfall nie gestanden, es war mir, als würde er so etwas nicht verstehen, es wäre ihm vielleicht als etwas Ungehöriges vorgekommen, ungehörig vor allem, nachträglich davon zu sprechen. Er liess sich seine Bilder nicht leicht verwirren, und ein Mörike-Liebhaber, der Worte seines Dichters mit Platen verwechseln kann, wäre ihm — mit Recht — verdächtig vorgekommen.

*

* *

Einige Monate nach diesen schwierigen Augenblicken sass ich mit Gottfried Bohnenblust im Lesesaal der Landesbibliothek über Spittelerhandschriften in der Stenographie der Frühzeit. Es war der Anfang eines zweiten Studiums unter Bohnenblusts Führung.

Erst nach und nach habe ich begriffen, was diese Arbeit am Werke Carl Spittelers für ihn bedeutete. Wohl hatte er in jungen Jahren eine Leutholdausgabe besorgt, die einzige wissenschaftlich begründete, die wir haben, es war aber kaum die herausgeberische Arbeit selber, die ihn angezogen hatte, sondern eine gewisse Wahlverwandtschaft mit dem genialen Formsinn des Zürchers und das Gefühl geschichtlicher Verantwortung. Seine Art trieb ihn naturgemäss in andere Bezirke wissenschaftlicher Tätigkeit als in den Kleinkram der Editionen mit ihren organisatorischen Ansprüchen. Er hatte die Gabe der geistigen Uebersicht und Synthese empfangen, wie wir sie erfahren haben und wie sie sich leuchtend in seinen Reden und Aufsätzen zeigt. Als aber 1942 die Notwendigkeit vorlag, zum hundertsten Geburtstag Spittelers eine würdige Neuausgabe zu veranstalten, als sich erwies, dass diese sich ohne seine massgebende Hilfe nicht verwirklichen liesse, da zögerte Gottfried Bohnenblust nicht, den Auftrag anzunehmen, von dem er wusste, dass er die Aufopferung aller anderen Pläne auf viele Jahre hinaus bedeutete. Es galt ja nicht nur, bekannte Texte herauszugeben und zu kommentieren, es galt, sich durch das Gestrüpp der Handschriften hindurchzuwinden — und Spitteler hat wohl den letzten Zettel aufbewahrt —, es galt, bei den autobiographischen Schriften zum Beispiel, Zerstreutes zu sammeln und Ungedrucktes unter schwierigsten Umständen zum Ertsdruck vorzubereiten. Bei alledem kam Gottfried Bohnenblust nun doch immer wieder sein klarer Blick für das Wesentliche in Künstler- und Menschentum

zustatten. Während sich dem jungen Helfer und Mitarbeiter oft genug die technischen Schwierigkeiten in den Vordergrund stellten, wusste er sich den unmittelbaren Zugang zum Werk stets zu wahren. Immer arbeitete er vom eigenen echten Erlebnis aus, nie verlor er das Ziel aus den Augen : Geistiges in sprachlichem Gewand der Mit- und Nachwelt zu vermitteln.

Dabei versah er sein Amt als Präsident der eidgenössischen Spittelerkommission und des Herausgeberkomitees mit beispielloser Gewissenhaftigkeit und Hingabe. Man darf sagen, dass er die Seele des ganzen Unternehmens war. Er plante alle Bände aus eigener lebendiger Anschauung mit, er half den Mitarbeitern die Verantwortung tragen, las mit ihnen die Korrekturen, setzte sich mit Kraft für das ein, was er für richtig erkannt hatte.

Bei mir begann eine umfangreiche Korrespondenz einzulaufen, mit den schönen, schwungvollen Schriftzügen, wie sie alle kennen, denen ein Brief von Gottfried Bohnenblust zuteil wurde. Auch da wurde nichts mit der linken Hand erledigt, sondern da war stets jedes Wort abgewogen und überlegt. Ich habe Gottfried Bohnenblust denn auch nie eines gewöhnlichen Fehlers, wie er der Nachlässigkeit widerfährt, überführen können. Irrte er, so war stets ein Grund vorhanden, der den Irrtum erklärte, jedenfalls wusste er stets Gründe anzuführen, und selten gab er eine einmal gefasste Ansicht preis.

Dem Unerfahrenen, dem er mit grosszügigem Vertrauen eine wichtige Aufgabe hatte übertragen lassen, war er ein nie versagender Beistand. Nicht immer waren wir einig. Ich hatte meine Ideale der Konsequenz im einzelnen der Textgestaltung, während Gottfried Bohnenblust stets ans geistige Ganze dachte, von Fall zu Fall entschied, und zwar meist im Sinne der Tradition. Wir haben um Satzzeichen und Umlautpunkte gekämpft : ein deutsches ä in ' Matthäi am letzten ' wollte er lange Zeit nicht dulden und schrieb mir die korrekte Folge a-e-i, die mir allzu byzantinisch vorkam, mit grossen Lettern auf den Rand der Bogen. Beim Kommentar war er freigebiger als ich. Während ich mich mit dem Notwendigsten begnügen wollte, versuchte er überall die menschliche Substanz, die geschichtlichen Zusammenhänge zum Ausdruck zu bringen. Und stets war er auf Schonung bedacht, sah alles Verletzliche voraus und mied es ; die allzu harten Tatsachen wollte er wenigstens in mildernder Umgebung sehen. Noch in den letzten Jahren vor der Vollendung der Ausgabe, als seine gewichtigen Bemerkungen zum *Olympischen Frühling* und den *Autobiographischen Schriften* schon gedruckt waren, kämpfte er darum, dass meine Zeittafel vom Leben Spittelers nicht mit dem nackten Bericht vom Tode des Dichters schliesse, was zwar logisch

gewesen wäre, aber Bohnenblusts Zartgefühl verletzte : die Geschichte von Spittelers Leben sollte in die Trauerfeier der Freunde des Dichters ausklingen und mit dem Friedental in Luzern enden. Ich muss sagen, ich bin heute froh, ihm nachgegeben zu haben.

Angesichts all dieser Auseinandersetzungen kann ich nicht sagen, dass mich alle Briefe Gottfried Bohnenblusts gefreut hätten, und manchmal mag ich auch die Geduld verloren haben, während bei ihm das Problem der Geduld überhaupt nicht zu bestehen schien. Die Sache ging ihm unbedingt voran und forderte jeden Einsatz. Wie er es angestellt hat, alle diese Arbeit und Hilfe zu leisten, weiss ich nicht. Manche Briefe und Sendungen waren mit nächtlichen Stunden datiert. Gottfried Bohnenblust war doch nicht selbstlos genug, diese Angaben zu unterdrücken, und so erfuhr man denn, dass er mit dem Lesen um zwei Uhr zu Ende gekommen und gleich noch auf den Bahnhof gewandert sei, um die Sache zu fördern. Ich schämte mich dann jedesmal, zu normaler Zeit ins Bett gegangen zu sein. Freilich tröstete ich mich damit, dass mein Freund, der er ja in all den Jahren geworden war, ein bisschen unpraktisch veranlagt sei und mit etwas rationellerer Arbeitsweise vielleicht gar nicht nächtlicherweile hätte arbeiten müssen — aber die Tatsache seiner Nachtarbeit war nicht wegzuräumen, und es wäre auch ganz verfehlt gewesen, wenn ich ihm nicht einfach in erster Linie dafür dankbar gewesen wäre. Was wissenschaftliche Gründlichkeit ist, habe ich jedenfalls aus Bohnenblusts Mitarbeit an meinen Korrekturen gelernt : Um einer halben Zeile willen die gesammelten Werke eines mittelmässigen Verfassers oder ein Jahrzehnt einer verschollenen Zeitschrift durchzublättern, das war sein tägliches Brot, und in all den Jahren ist es schliesslich auch meines geworden.

Neben den Briefen aber breiteten sich die persönlichen Gespräche anlässlich meiner häufigen Besuche in Genf — abgesehen von den paar fruchtbaren Monaten, die ich 1950/52 erneut in seiner Nähe habe verbringen dürfen. Von mir als Geschäftssitzung geplant, mit rasch abzuwickelnder Traktandenreihe, dehnten sie sich immer wieder ins Unendliche. Nie ist es mir gelungen, meinen Freund zum Gänsemarsch zu zwingen. Er hielt es mit Spittelers Adler in der Tanzstunde : ihm war Fliegen Bedürfnis. Nicht von ungefähr höre ich ihn jetzt noch das Gedicht aus den *Literarischen Gleichnissen* vortragen :

Tschahi ! wenn ich muss sterben, was scher ich mich des Scheins ?
Erst will ich noch einmal fliegen ! Hui ! s'ist doch alles eins.

Mochte ich da zusehen, wo meine Monenda und Corrigenda und Addenda blieben — er wollte sich in höheren Regionen bewegen, vor

allem in der Lebenswirklichkeit, aus der die Werke unseres Dichters entstanden waren. Immer wieder kam er darauf zurück : es war von Carl Spitteler selber die Rede, den er gekannt hatte und mit dem er befreundet gewesen war, von Spittelers Frau und Töchtern, von Spittelers Freund Joseph Viktor Widmann, von ' Eugenia ' und ' Imago ', die er alle noch gesehen, von Liestal, Bern, Basel, Zürich und Luzern, wo er sich überall auskannte.

Dann aber war da natürlich der Widersacher der Spitteler-Ausgabe, der unserem Freund wie kein anderer Mensch das Leben zu verbittern versucht hat, ohne dass es ihm freilich gelungen wäre. Gottfried Bohnenblust war sich seines Rechtes bewusst : er wusste, dass er sich nicht eigennützig herangedrängt, sondern aus hohem Verantwortungsgefühl ein schweres Werk auf sich genommen hatte. Dieses Bewusstsein trug ihn. Aus dem Werk des Dichters aber flossen offenbar Energien in das Leben des Herausgebers zurück, ob auch der geistige Grund Bohnenblusts ein anderer war, als der Carl Spittelers. In ihm war nicht der anklagende Trotz des Pessimisten, sondern die Hoffnung, die in der göttlichen Liebe wurzelt. Im Ethos des Menschen Herakles begegneten sich beide, denn auch unser Freund hatte Schweres genug erlebt, um eines « Dennoch » zu bedürfen. « Mein Herz heisst dennoch » — der Wahlspruch Herakles' war Bohnenblusts liebstes Spittelerzitat. Er hätte ihn als Schlusspunkt hinter die gesamte Ausgabe setzen mögen, und nur ungern hatte er den Einwänden seiner nüchterneren Kollegen nachgegeben. « Mein Herz heisst dennoch » — das galt auch für ihn, und zwar in weit höherem Mass, als der Student zu ahnen vermochte und als der Freund aus eigener Mitteilung erfuhr. Lange Jahre blieb in allem Gespräch das Dunkle eigenen Schicksals unberührt, und später ward es nur angetönt, soweit es im Mitleiden mit dem Erleben des andern zusammenklang, als Trost und Hilfe gemeinsamen Tragens gedacht, nicht als Klage. Ich habe Gottfried Bohnenblust über Misstände und Gegner schimpfen, nicht aber über sein Schicksal klagen hören.

Er wusste zwischen Privatexistenz und Oeffentlichkeit zu unterscheiden. Und er schätzte und liebte das Oeffentliche. Es war ihm Baustein auch der geistigen Welt. Was sich öffentlich niedergeschlagen und auskristalisiert hatte, genoss höhere Geltung. Sein Wirken in der von ihm gegründeten « Genfer Gesellschaft » ist zu verstehen als ein Dienst am Geist durch die Pflege des öffentlichen Wortes. Mir ist immer eindrücklicher, welche Fülle geistiger Substanz er seit den zwanziger Jahren durch diesen Kanal zu leiten wusste. Durch Jahrzehnte ist das Beste, was der deutsche Sprachbereich zu bieten hat, hier zur Sprache gekommen und hat sich auf welschem Boden den andern

Strömen europäischer Kultur verbunden. Häufiger als im Athenäum selber vernahm ich die Stimmen und sah die Gestalten derer, die hier zum Worte kamen, wiederum in unseren Gesprächen : Man mochte schweifen wohin man wollte, überall klang einem ein Echo aus lebendiger Begegnung entgegen. Er kannte jedermann, besonders aber die Schweizer, nicht nur die Dichter und Gelehrten, sondern auch die Politiker : er hatte ein waches Ohr für alles, was vorging. Und er nahm Anteil am Schicksal seines Landes.

*

* *

So wie er mir in den ersten Studienjahren erschienen, so wie er sich in den Jahren der Mitarbeit und Freundschaft bewährt, so zeigte sich uns allen Gottfried Bohnenblust bis zuletzt. Das grosse Hemmnis zunehmender Taubheit, das dem geselligen Menschen, der er war, schwerer fallen musste als jedem andern, suchte er heiter und selbstlos zu überwinden, ein seltener Fall. Er folgte dem Leben all jener Institutionen, denen er sich als Gründer oder Mittragender verbunden wusste ; er schloss sich neuen Unternehmungen an. 1955 liess er es sich nicht nehmen, in Rom am ersten internationalen Germanistenkongress teilzunehmen. Mit welcher Begeisterung führte er uns an die Stätten von Goethes *Italienischer Reise* ! Der letzte Brief von seiner Hand aber, der mich erreichte, galt einem neugegründeten wissenschaftlichen Organ, für das er sich hatte gewinnen lassen und dem er eine Besprechung von Emil Staigers Goethebuch zur Verfügung gestellt hatte. So zeigte er, wie man Fackeln weitergibt.

Als Schüler und Freund habe ich das Wort ergriffen, als Dankbarer stehe ich unter Ihnen, die Sie Gottfried Bohnenblusts Andenken zu feiern gekommen sind. Um dem Dank Ausdruck zu geben, habe ich vielleicht mehr als gebührlich von mir selber gesprochen, mehr als gebührlich unseren Freund aus meinem Gesichtswinkel geschaut. Nicht um Vollständigkeit aber ging es mir, eher um Innigkeit. Es sind viele, die ähnliches berichten könnten, wie ich es habe berichten dürfen. Ihrem Dank fühlt sich meiner verbunden. Er ist dieses lauteren Menschen leuchtendes Denkmal.

Werner STAUFFACHER.